

# Ein amerikanisches Nirgendwo

Jenseits einer Hermeneutik des Verdachts: Die deutsche Amerikanistik traf sich in Berlin zu einer Leistungsschau. Man sprach über Abschiede von der alten Ideologiekritik – aber wohin will man?

Die Bestuhlung im Raum 340 des Berliner John F. Kennedy-Instituts bietet in etwa so viel Fußraum wie ein Billigflieger, aber sie leuchtet in den fröhlichen Farben einer Dahlemer Kita. Auf Einladung Frank Kelleter und Alexander Starres wurde an diesem Ort die Zukunftsfähigkeit der deutschen Amerikanistik bilanziert. Das Tagungsformat ermöglichte eine Bestandsaufnahme vielversprechender Einzel- und Verbundprojekte, prüfte aber auch Innovationsversprechen: Ist die neue tatsächlich auch die bessere Forschung, und was sind die Bedingungen ihres Gelingens?

Der amerikanistische Gegenstandsbereich hat sich über die transatlantische Diaspora zum „Americanized Nowhere“ der globalisierten Welt erweitert. Dieser zentrifugalen Dynamik entspricht eine zunehmend unbehauste institutionelle Verfassung: Die deutsche Amerikanistik ist in sich bereits interdisziplinär zusammengesetzt als ihre philologischen Nachbarfächer, und wie diese operiert sie unter dem Druck von Hochschulleitungen, für die sich exzellente Forschung nicht in Monographien, sondern in den Sammelbänden groß-interdisziplinärer Beutegemeinschaften mit Drittmittelförderung manifestiert.

Wie in dieser Lage amerikanistische Expertise identifiziert und exportiert werden kann, demonstrierte die Tagung auf vielschichtige Weise. Dass es sich lohnt, auf den Reiz des Materials zu setzen, zeigten Ruth Mayer (Hannover) und Philip Schweighauser (Basel): Hier ging es um literarische Kleinfilm um 1900, deren Funktionen und Effekte sich zu gegenwärtig kursierenden Mikroerzählungen auf mobilen Geräten in Beziehung setzen lassen; und um das Produktions- und Beziehungsnetzwerk Edward Sapirs, Margaret Meads und Ruth Benedicts, deren kulturanthropologische Klassiker aus einer intermedialen Gemengelage von Ethnographien, Briefwechseln und bisher wenig erforschten Gedichten entstanden sind.

Vorgestellt wurden zudem Einzelprojekte, mit denen sich die aktuelle Relevanz einer historisierenden Forschung begründen lässt: Johannes Voelz (Frankfurt) diskutierte, welche gesellschaftliche Rolle literarische Szenarien der Bearbeitung von Sicherheitsbedürfnissen bis heute spielen; James Dorson (FU Berlin) eröffnete die Möglichkeit, gegenwärtige Managementphilosophien auf die Führungsphantasien in naturalistischen Texten zurückzuführen; Klaus Benesch (München) skizzierte eine anti-moderne Moderne, in der die Kultivierung von Immobilität auf aktuelle Konjunkturen der Entschleunigung verweist.

Wie sich interdisziplinäre Zusammenarbeit unter amerikanistischer Führung bewähren kann, hat die DFG-Forschergruppe zu „Populärer Serialität“ unter Beweis gestellt. Barbara Buchenau (Duisburg-Essen) präsentierte einen Verbund, in dem amerikanistische Forschung durch eine vergleichende Dimension bereichert wird, ohne sich sozialwissenschaftlicher Deutungshoheit unterzuordnen: Das Feld der Urbanität wird hier von Literatur- und Kulturwissenschaftlern bearbeitet, die die Schemata verräumlichender Erzählungen am Beispiel von amerikanischen und deutschen Städten untersuchen. In weiteren Vorträgen erwies sich die Rede von der Wissensgesellschaft als Motor der Zusammenarbeit: Amerikanistinnen wie Sabine Sielke (Bonn) und Heike Paul (Erlangen-Nürnberg) beschäftigen sich mit der Spezifik amerikanischer Wissensökologien und der vergleichenden Analyse der Effekte impliziten Wissens.

Die Dahlemer Leistungsschau offenbarte aber auch Unbehagen an einge-

spielten Deutungsroutinen und Denkfiguren. So führt es nicht sehr weit, den „spatial“ oder „material turn“ lediglich nachzuvollziehen. Einen Nerv berührte Rita Felski (Virginia), die schon seit längerem über Alternativen zu jener Hermeneutik des Verdachts nachdenkt, auf die sich die Identitätspolitik vieler amerikanischer Literatur- und Kulturwissenschaftler immer noch verlässt. Felski plädierte dafür, theoretische Gedanken weniger als Waffen denn als Werkzeuge einzusetzen und mit Hilfe einer nuancierteren Beschreibungssprache nicht mehr Illusionen zu entlarven, sondern Wirkungen ernst zu nehmen.

Ihre längst breiter diskutierte Intervention produzierte auf der Tagung Entschuldigungen für „alte Ideologiekritik“, aber sie verdichtete sich nur punktuell zu einer Diskussion über den Status und neue Verfahren von Kritik.

Im Zusammenhang weiterer Beiträge ergab sich eine Gemengelage aus „heißen“ und „kalten“ Optionen. Während Felski vorschlug, phänomenologische und ethnographische Zugriffe zu kombinieren, um Stimmungen herauszupräparieren, verließen sich andere Vortragende auf soziologische Referenzen: Günter Leyboldt (Heidelberg) beschrieb, wie sich mit Jonathan Franzens Absage an Oprah Winfrey Mechanismen starker und schwacher Wertschöpfung überlagerten; Jan Stievermann (Heidelberg) untersuchte einen erfolgreichen Typus ethnisch codierter amerikanischer Prosa als Unterhaltung für ein liberales Mittelklassepublikum, das spirituelle Alternativen zu fundamentalistischer Erbaulungsliteratur sucht.

Mit solchen Analysen lässt sich die identitätspolitische Instrumentalisierung von Literatur überzeugend abkühlen und in genauere gesellschaftliche Diagnosen übersetzen. In seiner Studie zur Rolle der Creative-writing-Programme für die amerikanische Literatur hat Mark McGurl (Stanford) ebenfalls mit soziologischer Schützenhilfe demonstriert, wie sich ästhetische Eigenlogiken nicht gegen, sondern innerhalb von Institutionen entwickeln. McGurl fragte nun nach der Welt jenseits institutionalisierter Kreativität. In dieser Außenwelt der humanistisch mobilisierbaren Programm-Prosa tummeln sich post-humane Wesen, apokalyptische Visionen und philosophische Restbestände, die sich für McGurl nicht allein soziologisch erklären lassen. Dieser Befund legte für ihn nahe, nicht nur heiße und kalte Beschreibungssprachen, sondern auch den Umgang mit Mengen und Dimensionen neu zu modulieren: Erkenntnisfördernde Formen nicht allein amerikanistischer Forschung und Kritik können nicht entwickelt werden, ohne über methodologische Probleme der Skalierung nachzudenken.

Frank Kelleter gab abschließend zu bedenken, dass ein mangelndes Interesse an Fragen des Handwerks häufig ein Symptom für verschwimmende Gegenstandsbereiche und schwindende Geltungsansprüche ist. Ein Interesse an der Praxisdimension der eigenen Forschung zeigte sich auf der Tagung allerdings selten, obwohl Bruno Latours Ideen von Netzwerken und Assemblagen häufig aufgerufen wurden. Auch die Zusammenhänge zwischen institutionellen und epistemischen Aspekten der amerikanistischen Wissensproduktion wurden am Beispiel eigener, an Ort und Stelle getroffener strategischer Entscheidungen für bestimmte Förderformate kaum reflektiert – oder, wie im Fall der von Peter Schneck vorgestellten Osnabrücker Zusammenarbeit von Literaturwissenschaftlern, Linguisten und Kognitionsforschern, mit mäßiger Neugierde kommentiert.

Zu einer klareren Position wird die deutsche Amerikanistik gerade in deutschen Verbundzusammenhängen indessen erst kommen, wenn man Irritierbarkeit und Verfahrensorgfalt kultiviert und – darauf verwies auch Winfried Fluck in seinem Schlusswort – eine Form der kritischen Selbstbeobachtung weiterentwickelt, die weder Interdisziplinarität noch Internationalisierung als Assimilationszwang begreift. Von Alternativen zur Mimikry mächtiger Vorbilder können auch andere deutsche Nationalphilologien und ihre Kulturwissenschaften lernen. Eine Wiederholung und Nachahmung des in Dahlem erprobten Tagungsformats wird daher dringend empfohlen.

JULIKA GRIEM